

Zeitschrift: Neue Berner Schul-Zeitung

Herausgeber: E. Schüler

Band: 10 (1867)

Heft: 31

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Neue Berner Schul-Zeitung.

Zehnter Jahrgang.

Bern.

Samstag, den 3. August

1867.

Dieses wöchentlich einmal, je Samstags erscheinende Blatt kostet franko durch die ganze Schweiz jährlich Fr. 4. 20, halbjährlich Fr. 2. 20. — Bestellungen nehmen alle Postämter an. In Bern die Expedition. — Insertionsgebühr: 10 Cent. die Zeile oder deren Raum.

† Wieder einmal Gesang.

IV.

Nach diesen allgemeinen Grörterungen über Kunstabbildung sprechen wir von der Gesangsbildung und heurtheilen sie nach den aufgestellten Grundsäzen.

Der Gesang ist unter allen Künsten diejenige, welche zunächst am wenigsten Aufwand an äußern Mitteln erfordert. Jeder trägt die Stimme bei sich und kann sich leicht einen — und zwar als Darsteller und Bildner einen verhältnismäßig vollkommenen — Kunstgenuss verschaffen. Deswegen ist der Gesang unter allen Künsten die verbreitetste und am meisten kultivirte.

Der Verbreitung kommt noch der Umstand zu statthen, daß die Produkte der Musik, ähnlich wie die der Litteratur, durch die Schrift leicht und scharf bezeichnet und durch die Buchdruckerkunst in ungeheurer Vielfältigung in alle Welt versandt werden können. Bei einem Bauwerk ist dies nicht der Fall, und zur Vielfältigung einer nur mangelhaften Gemäldekopie sind wiederum Künstlerhände nöthig.

Ein weiterer Vorzug des Gesanges besteht darin, daß sich Viele zugleich sowohl passiv als auch aktiv betheiligen können. Etwas Ähnliches finden wir beim Tanze wieder, jedoch ist hier die innere Gemeinschaft der sämtlichen Theilnehmer bei weitem nicht so innig, wie beim Gesang, der darin ein ethümliches ethisches Moment besitzt, nämlich das, was man mit Harmonie im weitern Sinne bezeichnet.

Der Gesang ist also nicht engherzig und ausschließlich, sondern ächt volksthümlich, und seine Wirkung in der Tiefe und in der Weite sehr groß. Es ist daher sehr wichtig, diesen Kunstzweig zu pflegen und besonders auch das Moment der Gemeinsamkeit, des Vereinslebens, recht hervortreten zu lassen.

Aber auch diese Kunst hat ihre aristokratischen Seiten. Sie gipfelt nämlich in einer Höhe, wo sich nur einzelne ganz bevorzugte Geister schaffend bewegen und nur die ausgesuchtesten und gebildetesten Künstler deren Produkte zur Aufführung bringen; und kommt damit noch die Instrumentalmusik in Verbindung, so ist der Aufwand an Kräften und materiellen Mitteln sehr groß. Da die vorhin bezeichnete Leichtigkeit in der Verbreitung ist nur eine theilweise und betrifft nur das Neuherrere, denn ein Tonwerk muß, wenn auch in Beichen vorhanden, doch bei jedem Vortrag von neuem geschaffen, durch den Gesang wieder in's Leben gerufen werden, während z. B. eine Statue auf öffentlichem Platz einmal dahingestellt, da steht zur passiven Auffassung für Jeden.

Das ist ein sehr großes Hinderniß zur Popularisirung der höheren Musik; denn soll die Masse den Genuss haben, so muß sie sämmtlich oder eine Menge Künstler aus ihrer Mitte

sich zum Reproduziren heranbilden und sich einen gewissen Grad der damit verbundenen technischen Fertigkeiten aneignen. Da nun die Elemente des Gesangunterrichts die nämlichen sind, wie die des Sprachunterrichts, nämlich Töne (Laute) auffassen, bilden und verbinden — Übungen, welche das tägliche Leben in hohem Maße wohl für die Sprache, wenig aber für den Gesang übernimmt — ferner Kenntniß und Anwendung der Schriftzeichen (Lesen, vom Blatt singen), so ist bei den bescheidenen Resultaten, die unsere Schulen in der Sprachbildung liefern, nicht zu erwarten, daß die arbeitende Klasse auf eine hohe Stufe von selbstständiger Gesangsbildung gebracht werde. Die höhere Tonkunst kann nur von Künstlern von Beruf recht gepflegt werden, und die Oper ist daher die eigentlich aristokratische Musik.

Das ausschließliche Wesen des Gesanges zeigt sich aber auch in denjenigen Richtungen, die als volksthümlich gelten, in den Festsen nämlich, diesen Glanzpunkten des nationalen Gesanglebens. Die größten dieser Feste, die eidgenössischen und kantonalen, sind meist nur den bemittelten Klassen, den unbemittelten aber nur mit einer ungerechtfertigten Hintansetzung ihrer näheren Pflichten zugänglich und können nur in bedeutender Ortschaften stattfinden, die sich selbst oft übermäßig anstrengen müssen. Dagegen ist der Kunstgenuss sowohl an Intensität als an Verbreitung wohl geringer, als man geneigt ist anzunehmen. Beim Chorgesang kann der einzelne Sänger nicht einen Totaleindruck, wohl aber je nach seinem Standort auf der Sängerbühne einen sehr falschen Partialindruck empfangen.

Das Gesanglokal, die Festkirche, faßt nur einen verhältnismäßig geringen Zuhörerkreis, der wiederum ein gut Theil Solcher zählt, die sich kaum am einfachen Kunstgesang gehörig erlaben könnten, und Andere, die als pure Feinschmecker von Konzerten, Oper und Theater halb satt, den Werth eines größern Sängerfestes bloß in soweit schätzen, als es ihnen mit seiner imposanten Tonfülle einen eigenartigen Hochgenuss verschafft. Die große, herbeigeströmte Menge stößt sich außerhalb der steinernen Schranken und sucht einen Lou zu erhaschen, und dabei haben Alle viel Müh' und Schweiß. Wäre es eine Unmöglichkeit, die Chorgesänge theilweise im Freien dem gesammten Publikum zum Besten zu geben?

Wir sind nicht der Meinung, daß aus den angeführten Gründen und überhaupt der einmal Allen anhaftenden Unvollkommenheiten wegen die großen Feste ein Unglück seien. Im Gegentheil finden wir, daß, da in der Welt nicht alles nivellirt werden kann und soll, in jedem Volk der günstiger gestellte Theil auch die vordersten Reihen der geistigen Thätigkeit einzunehmen hat. Budem sind diese Feste nicht nur der Kunst wegen da; der Patriotismus und die nationale Einigung

find die edlen Früchte, die nebst vielen andern aus diesen Kunstblüthen erwachsen. Nur das sei bemerkt: Wenn wir unsere Feste den olympischen Spielen wohl vergleichen können, so dürfte es zweckmäßig sein, auch die Olympiade von 4 Jahren einzuhalten und das um so mehr, da wir, wenigstens im Prinzip, keine Heloten haben, wie die freien Griechen, die sich somit bequemer der Kunst widmen konnten.

Wahrlich es giebt zu viel Feste und sie steigern sich in äußerem Glanz und somit in Ausschließlichkeit zu sehr, als daß der intelligentere aber weniger bestimmte, d. h. der rührigste und kräftigste Theil der Bevölkerung mit stets frischem Interesse daran Theil nehmen könnte.

Diese Uebertreibung zeigt sich besonders auch in den einzelnen Bezirken, wo die Zahl und die Dimensionen der Festlichkeiten und Zusammenkünfte aller Art in stetem Wachsen begriffen sind. Bedenkt man alle Anforderungen, die das öffentliche Wohl in Hinsicht des Vereinslebens an uns stellt, das uns kaum einen Sonntag für uns und unsere Familie übrig läßt, so will es uns oft bedenken, es sei des Guten zu viel,^{*)} und besonders nehmē das Gesangwesen ein zu großes Recht in Anspruch. So entschieden müssen wir es aussprechen, in Hinsicht auf die bedenkliche Idee, die in vielen Gesangvereinen dahin geht, als ob der Endzweck ihres Wirkens die Gesangfeste und der Wetteifer, die Ausflüge und das Effektmachen seien.

Wo der Standpunkt so verrückt wird, da artet der edle Wetteifer in gehässige Rivalität und lächerliche Ruhmsucht aus, in welcher viele Vereine das einzig belebende Element scheinen gefunden zu haben. Das Haschen nach Ruhm ist aber eine der anfangs angedeuteten Nebenabsichten, unter deren Einfluß wir des beseligenden Lohnes der Kunst bar gehen. Die Strafe bleibt freilich nicht aus und wir sehen viele Vereine an Ueberanstrengung und nachfolgender Abspannung sowie aus Mangel an innerer Weih dahinsfahren.

Wie, sollte das redliche und stille Streben zwischen den vier Wänden des Vereinslokals, wo nach dem Studium uns selbst der reinst Genuss winkt, keinen Werth haben? Sollte die Freudestunde, welche wir den lieben Leuten unserer Ortschaft hin und wieder bereiten, indem wir auf öffentlichem Platz ein Lied erschallen lassen oder ihnen eine Abendunterhaltung geben — ohne es in die Welt hinaus zu posaunen — oder indem wir den Gottesdienst verherrlichen durch einen religiösen Gesang; kurz, sollte das Glück unseres Gemüths, das sich wahrhaft in die Schönheiten der Kunst vertieft, und das Glück, andere mit einem Reichthum edler Empfindungen zu erfüllen, nicht den eitlen Ruhm aufwiegen? Hätte das stille Wirken mehr Geltung, die Bevölkerung der Gesangvereine wäre nicht so beweglich. Derjenige, welchen das Leben enger einschließt und welchem Beruf und Familie Pflichten auferlegen, die mit dem unsteten Treiben nicht im Einklang sind, wäre nicht gezwungen, vom Vereinsleben Abschied zu nehmen und dasselbe einzigt der Jugend zu überlassen zum Nachtheile des Volkslebens:

Denn wo das Strenge mit dem Garten,
Wo Starkes sich und Mildes paartet,
Da giebt es einen guten Klang.

Wo sehen wir aber das ruhige Alter und die rasche Jugend in vereintem Streben?

Wir wünschen daher neben der Pflege des nationalen auch die Pflege des heimischen, stillwirkenden, anspruchslosen Vereinslebens, das

sich in reiner Liebe zum Schönen entfaltet und dessen Geist die Ortschaft veredelnd durchweht.

Betrachten wir nach diesen, mehr das Neukere betreffenden Bemerkungen die innere Wirkamkeit des heutigen Gesangswesens, so müssen wir anerkennen, daß Vieles und Schönes geleistet wird und daß es in manchen Beziehungen einen wohltätigen Einfluß auf das Volksleben ausübt. Allein Mängel finden sich auch und als einen zunächst fühlbaren bezeichnen wir die Erscheinung, daß das freie Singen in der freien Gesellschaft, in Haus und Heim, bei Klein und Groß, eher ab als zugemommen hat. Wie traurig ist nicht häufig der Erfolg, wenn Leute aus verschiedenen Perioden eines Vereins sich zum Vortrage eines Liedes einzigen wollen. Entweder geht es gar nicht oder nur halb, indeß die Alten ihre Lieder von Bachofen und Nägeli ganz erbaulich singen. Der Grund liegt hauptsächlich darin, daß ein zu schneller Wechsel im Singstoff stattfindet und zwar so sehr, daß selbst die schönsten Lieder nach etlichen Jahren sowohl äußerlich als innerlich bis auf einige Ueberbleibsel förmlich verloren gehen. Es haben seit 1850 mehrere hundert Männerchöre die Runde in unsern Gesangvereinen gemacht. Es lässt sich zwar entgegnen, daß der reichhaltige Gefangstoff nicht in dem Sinne herausgegeben werde, daß jeder Verein alle Stücke durcharbeite. Das ist richtig; aber es muß auch zugegeben werden, daß man seit Jahren in hohen und niedern Kreisen sich vorsetze, einen Cyklus von Liedern zum gemeinsamen Eigenthum aller Sänger des Kantons zu machen, ein Vorsatz, der nie gehörig zur Ausführung kam, da der fortwährend in Personen und Liedern gleichzeitig herrschende Wechsel dies verhinderte. Es muß ferner zugegeben werden, daß viele Sänger und Leiter nicht weise und selbstständig genug sind, eine angemessen beschränkte und glückliche Auswahl zu treffen; daß die meisten Vereine zu Vieles singen mit zu wenig Einigkeit im Studium, im Auffassen und im Erhalten der Lieder.

Das führt zu jener Gesangsucht, die täglich etwas Neues will, die das kaum zu eigen Gewordene als veraltet verschmäht und das nothdürftig Gelernte alsbald auf der Gasse und im Wirthshaus zu verwerthen sucht und so das Barthele trivialisiert. Bei diesem Gesangleben werden Sänger und Zuhörer abgestumpft und die Gemüthsbildung geht leer aus.

Wir können nicht umhin, diese Liederhascherie auf die gleiche Linie zu stellen wie die Klavierdrescherei und die Romansucht, Ausartungen, die alle den Gesetzen der Mode folgen, wo sich Fabrikation und Konsumo gegenseitig in Athem erhalten.

(Schluß folgt.)

Bur zweiten obligatorischen Frage.

(Kreissynode Niedersimmenthal.)

Ohne lange nachzudenken, welches die leitenden Motive gewesen sein mögen, welche zu dieser Aufgabenstellung veranlaßt haben, gehe ich lieber sogleich zu der Beantwortung der Frage selbst über. Ich muß aber gestehen, daß ich die Lösung dieser in's Schul- und theilweise in's kirchliche Leben tief eingreifenden Thema's lieber einer gewandtern Feder überlassen hätte. Die Frage selbst ist zeitgemäß; sie zwingt oder veranlaßt uns wenigstens, das weite Feld der gemeinschaftlichen Thätigkeit anzusehen, zu überschauen, das Terrain zu studiren, nachzudenken, welche Bearbeitungsmethode, welche Ackergeräthe und auf dieser oder jener Parzelle dieses Ackerfeldes am vorteilhaftesten verwendet werden können.

*) Einverstanden. Dies Gefühl greift immer weiter um sich.
Die Redaktion.

Es ist eine der schönsten, erhabensten und höchsten Aufgaben des Menschenlebens, welche besonders Kirche und Schule zukommt, die Erziehung des Menschengeschlechts.

Wenn die bewußt- und willenslosen Werke der Schöpfung: Sonne, Mond und Sterne, die Elemente mit sammt den Steinen und Pflanzen ihre Bestimmung niemals verfehlten, indem sie den Naturkräften in blinder, absoluter Nothwendigkeit gehorchen. Wenn die Thiere ihre Lebensaufgabe unabdingt erfüllen, weil sie unter der unumschränkten Herrschaft des Instinkts stehen, — so kann der, seiner selbstbewußte Mensch seine Bestimmung zum Theil oder auch gänzlich verfehlen, denn er steht nicht unter dem blinden, keine Wahl und Freiheit zulassenden Gesetze der äußern Nothwendigkeit, sondern unter dem Gesetze der Freiheit.

So ist der Mensch denn auch wirklich von seiner unendlichen Bestimmung abgewichen und auf die abschüssige Bahn der Sünde gerathen, aus welcher zwar die allerbarmende Liebe Gottes ihn wieder zurückzubringen beschloß.

Der Inbegriff aller der Thätigkeiten und Einwirkungen, durch die der Mensch von seiner Jugend an wieder zu seiner Bestimmung zurückgeführt werden soll, heißt im Allgemeinen Erziehung. Fragen wir nach der Bestimmung des Menschen, so lautet die Antwort ungefähr so: Der Mensch ist bestimmt zur Gottähnlichkeit oder zur Frömmigkeit und Tugend. Oder auch: des Menschen Bestimmung besteht in der Selbstthätigkeit im Dienste des Wahren und Guten. Ursprünglich hatte diese Erzieher-Aufgabe einzig der Familie obgelegen, allein nicht zu bestiegende Schwierigkeiten, Hindernisse, Gebrechen und Mängel der Eltern stellten sich der Lösung dieser Aufgabe von Seite der Familie entgegen, daß die christliche Genossenschaft, der christliche Staat — resp. Kirche und Schule in's Mittel trat und einen Theil der Erzieher-Aufgabe übernahm. Zwar erst der neuern Zeit war es vorbehalten, die allseitige Erregung und Ausbildung aller Kräfte des Menschen, resp. des Kindes, als Aufgabe der Erziehung sich zum Devis zu machen. Ganz besonders sind es Deutschland und die Schweiz, welche auf diesem Gebiete rühmlich vorangehen. Auch in unserem Kanton thut sich dieses Streben zum Bessern auf eine erfreuliche Weise kund, davon zeugt auch die aufgeworfene Frage, welche ohne Zweifel zum Zweck hat, die noch vielfach getheilten Kräfte der Schule und Kirche in ein Ganzes zu vereinigen und zu einem Hauptstreben, auf ein Hauptziel hinzulenken. Möge der Zweck der Aufgabe erreicht werden und möge diese schwache Arbeit einen kleinen Beitrag dazu leisten.

Schule und Kirche — diese beiden Schwestern — haben nun wirklich neben den speziellen Branchen der allgemeinen Erziehungs-Aufgabe, welche jeder einzelnen besonders auffällt, ein großes, weites Feld der gemeinsamen Thätigkeit, sowohl bei

A. der Jugend, wie auch bei

B. den Erwachsenen.

Während die Schule das spezielle Gebiet ihrer Thätigkeit bei den Kleinen hat, die Kinderwelt ihr besonderer Arbeitsgarten ist, so hat es die Kirche in ihrer besondern Thätigkeit vorzugsweise mit den Erwachsenen zu thun.

1. Die Schule hat die im Kinde schlummernden Kräfte und Anlagen allmälig und allseitig zu entwickeln, stetig zu bilden, die für's Leben nothwendigsten Kenntnisse und Fertigkeiten zu ermitteln, durch Gewöhnung, Beispiel, Warnung, Ermunterung, Belehrung und Strafe — resp. Unterricht und Zucht — Herz und Gemüth des Kindes zu bilden, daß es das Wahre und Gute nicht nur erkennt, sondern auch liebt und tut; daß es seine Aufgabe dereinst als Mensch und Bürger

erfassen und erfüllen könne, oder mit andern Worten, das Kind zur Selbsterziehung zu befähigen.

Ist das Kind bei seinem Austritt aus der Schule auf dieser Stufe angelangt, so empfängt es

2. Die Kirche und setzt diese Aufgabe möglichst fort, indem sie durch die Verwaltung der Gnadenmittel: Wort Gottes und Sakrament, Predigt und Seelsorge überhaupt das religiöse, sittliche Leben stets aufzurischen und zu kräftigen sucht.

Es ist dem Geistlichen hier ein unermesslich weites und schönes, aber auch arbeitreiches und dornenvolles Feld zu bebauen angewiesen. Wie schön, wie heilig diese Aufgabe, wenn sie allseitig erfaßt, treu und glücklich gelöst wird. Aber wie viele Hemmnisse und äußere Einwirkungen treten auch hier störend in den Weg, daß gar oft die beste Saat gänzlich zerstört wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die stetige Entwicklung der Menschheit.

(Schluß.)

Mit der ersten Frage ist aber auch eine zweite gelöst. Dadurch, daß in der Kulturentwicklung eine Generation so zu sagen auf den Schultern der andern steht und in den Stand gesetzt ist, eine höhere Stufe der wirthschaftlichen Kraft zu erklimmen, muß jedes nachkommende Geschlecht unter Aufwand von gleichen Summen von Arbeit mehr produzieren, oder mit andern Worten, da die Gedankenarbeit nie ruht und mit Hülfe der früheren geistigen Errungenschaften immer neue Entdeckungen gemacht, neue, bessere Werkzeuge und Maschinen erfunden zweckmäßigere, zeitersparendere Gütererzeugungsmethoden ersonnen werden, so braucht man, um dasselbe Arbeitsresultat zu erzielen, immer weniger Zeit. Diese Zeit wird nun entweder so gespart, daß Alle etwas weniger arbeiten und die übrige Zeit zu ihrer Ausbildung oder zu ihrer Muße verwenden, oder daß die entsprechende Anzahl der Arbeiter entbehrlieb wird und sich neuen Arbeitsstoff ersinnen muß.

In der natürlichen Entwicklung der Kultur vermehrt sich die Theilung der Arbeit, die Erwerbsweige vervielfältigen sich und bieten größere Arbeitsgelegenheit. Diese Vervielfältigung und Verfeinerung der Beschäftigungsarten geht Hand in Hand mit der Vermehrung der Bevölkerung. Deshalb stoßen wir überall auf die Thatssache, daß die Arbeitsgelegenheit größer ist in dicht als in dünn bevölkerten Ländern, häufiger in großen als in kleinen Städten. Während Indianerstämme, deren Ländereien die dünnste Bevölkerung aufweisen, oft durch Hungersnoth dezimirt werden, strömen Beschäftigungssuchende in Zeiten der Arbeitslosigkeit gerade nach den stark bevölkerten Mittelpunkten und den großen Städten.

Es steht also einerseits fest, daß im Fortgang der Zeit eine stets verhältnismäßig wachsende Summe von Produkten erzeugt wird, anderseits, daß die Beschäftigungsarten sich vervielfältigen, d. h. immer neue Erzeugnisse hervorgerufen werden; daß also die Bedürfnisse in steigendem Maße befriedigt werden können und daß es nur auf die richtige Vertheilung über die Gebiete und unter die Menschen ankommt, auf daß Alle dieser Verbesserungen theilhaftig werden.

Da stoßen wir allerdings auf die üble Erfahrung, daß sowohl ganze Völker wie Stämme und Individuen von diesem allgemeinen Fortschritt eine Ausnahme machen.

Die Ursachen, welche solchen Ausnahmen zu Grunde liegen, sind zu finden in den Hindernissen, welche unzweckmäßige Gesetze, schlechte Regierungen, Naturereignisse und Unkenntniß oder Vorurtheil den Menschen in den Weg legen.

Gesetze, welche die Freiheit des Erwerbs, der Niederlassung, des Verkehrs hemmen, Regierungen, welche durch unnütze Kriege Kapital und produktive Menschen zerstören, können die Entwicklung auf Jahrhunderte hemmen, wie dies in Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg, in Spanien durch die Inquisition, in Italien durch die Politik des päpstl. Stuhls, welche gegen innere Freiheit und Einigungsdrang stets fremde Waffen zu Hülfe rief, geschehen ist. Von solchen Hindernissen ist in vorliegendem Falle nicht zu sprechen. In der Schweiz und also im Kanton Bern sind die gesetzlichen Hindernisse, welche der Entwicklung entgegenstehen möchten, weggeräumt.

Abgesehen von Naturereignissen, über welche man wenig oder keine Gewalt hat, kann in unserm Falle nur von solchen Hindernissen gesprochen werden, welche in der Unkenntnis und im Vorurtheil des Volkes liegen. Solche Hindernisse aber sind durch Belehrung zu beseitigen, durch Vorführung aller der Fortschritte und Verbesserungen, welche in wirtschaftlicher und industrieller Beziehung in der Welt gemacht werden; denn es ist der Beruf eines jeden zivilisierten Landes, sich in Besitz aller der Kenntnisse und Geschicklichkeiten, der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen und Kulturmittel zu setzen, welche geeignet sind, den Volksfleiß fruchtbringender zu machen, Bildung und Wohlstand zu heben.

Mittheilungen.

Bern. Die Nrn. 13 und 14 des „Schulfreundes“ enthalten ein mit Umsicht und Fleiß abgefasstes Gutachten über die erste obligatorische Frage, in welchem zu unserer nicht geringen Verwunderung auch die Behauptung vorkommt, „daß die Einführung der Lautirmethode (Schreibsemethode?) bis jetzt als ein Uebelstand anzusehen sei“, der die Apathie gegen die Schule zum Theil mitverschuldet habe. Es werden hiefür vier verschiedene Gründe angeführt. Dabei wird indeß zu gegeben, daß die Lautirmethode an sich entschiedene Vorteile vor der Buchstabirmethode besitze. Wir wollen uns auf diesen längst erledigten Handel nicht weiter einlassen und glauben, die ehrwürdige Buchstabirmethode ohne ernsthafte Widerspruch zu den überwundenen Standpunkten zählen zu dürfen.

Frankreich. In einem Lesebuche, das in den Gymnasien Frankreichs eingeführt ist, kommt unter Anderm auch folgende Stelle vor: „Der Kaiser Maximilian regiert friedlich über ein glückliches Volk in Mexiko und der französische Einfluß ist, Gott sei Dank, auf ewige Zeiten auch jenen Gestaden gesichert.“ Zu dieser anmutigen Stelle hat der 19. Juni einen furchterlichen Kommentar geliefert. Man thut wohl besser, die unfertige Tagesgeschichte in Lesebüchern ruhen zu lassen.

Der Bericht des ständigen Comites des schweizerischen Forstvereins an das eidgen. Departement des Innern sagt: „Die belehrende Schrift für Waldbesitzer, verfaßt von Herrn Professor Landolt in Zürich ist unter dem Namen „Der Wald“ erschienen. (Zürich. Fr. Schultheß. Preis: brocht einzeln Fr. 1. 25, in Parthien 95 St.; eingebunden einzeln Fr. 1. 75, in Parthien Fr. 1. 25.)“

„Es ist ein Volksbuch in vollem Sinne des Wortes, wissenschaftlich in Gehalt und zugleich in so schöner und na-

türlicher Sprache geschrieben, daß sein Inhalt auch dem Manne aus dem Volke vollkommen zugänglich ist und für ihn eine belehrende und anziehende Lektüre bildet. Es sollte dieses Buch in dem Hause eines strebsamen Bürgers nicht fehlen.“

Ernennungen.

In Aufhebung einiger Provisorien hat der Regierungsrath zu Lehrern an der Kantonschule in Bern definitiv bis 1876 erwählt:

Herrn Dr. Hermann Hagen, Sohn, für Latein und Griechisch, Klasse 1—3 Lit.

Herrn Eduard Pfander für Latein, Klasse 4, und Griechisch Klasse 4—6 Lit.

Herrn Paul Bolmar für das Kunstzeichnen an der Literaturabteilung.

Zu Lehren an die Sekundarschule in Laupen:

Herr Jakob Bühlér von St. Gallen.

Fr. Küller von Kleindietwil.

An die Sekundarschule in Laufen:

Herr J. M. Federspiel von Goms (Kt. Graubünden).

Ausschreibungen.

Ort.	Schulart.	Schüler.	Bef. Fr.	Umldgss.
Mabiswyl,	Oberklasse	75	720	20. Aug.
Rüti bei, Kirch. Münsingen,	Unterklasse	70	500	15. "
Laufen, Mädchenschule,	Unterschule	60	577	5. "
Sumiswald,	Sekundarsch.	?	1600	15. "
Bern, Einwohner-Mädchenschule	?	1000	25. "	"
Brüttelen, Kirch. Ins,	Oberschule	50	730	20. "

Ausschreibung.

An der landwirthschaftlichen Rettungsanstalt für Knaben in Landdorf soll eine besondere Familie für französisch redende, in dieser Sprache zu unterrichtende Böblinge ausgeschieden werden. Die Stelle eines Hülfslehrers resp. Erziehers für dieselbe, welche bis auf Fr. 500 nebst freier Station besoldet ist, wird anmit ausgeschrieben. Bewerber, die der französischen Sprache gehörig mächtig sein müssen, wollen sich bis zum 17. August bei der Direktion des Gemeinde- und Armenwesens melden.

Bern, den 25. Juli 1867.

Für die Direktion vom 25. Juli 1867
der Sekretär des Armenwesens:
Wüthheim.

Ausschreibung.

Die Stelle eines Lehrers an der zweittheiligen Sekundarschule zu Sumiswald. Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden 33; Besoldung Franken 1600. Anmeldungsfrist bis 15. August.

Anzeige.

Unterzeichnet er empfiehlt den verehrten Lehrern und Lehrerinnen seine Kaffee- und Küchliwirthschaft mit geräumigem Platz und Spieleinrichtungen zu kleinen Festlichkeiten für Schulen. Billige Preise und freundliche Bedienung.

Joh. Brand,
Wirth im Mattenhof bei Bern.